KAPITEL IV DAS MULLAH-REGIME

Gottes Staat

Mit der triumphalen Rückkehr Ajatollah Chomeinis aus dem Exil beginnt in Iran eine neue Zeitrechnung. Doch das Regime verliert bald seine religiöse Legitimation – und driftet heute in Richtung Militärdiktatur.

Trauernde Anhänger beim Begräbnis von Ajatollah Chomeini am 6. Juni 1989

MEIN IRANISCHES NOTIZBUCH, AUSZUG SOMMER 1978

Die Ölstadt Abadan glüht vor Hitze und vor Wut. An die 500 Tote bei einem Brandanschlag auf ein Kino. Die Menschen sind überzeugt davon, dass der Geheimdienst des Schahs seine Finger im Spiel hat, was die Savak-Leute heftig dementieren. Vorrevolutionäre Stimmung auch in Teheran. Auf den Basaren spielen mir mehrere Händler Brandreden eines Ajatollah Chomeini vor, Kassetten aus dessen Exil, die sie unter Bergen von Pistazien versteckt haben. Wir kennen keinen Chomeini, sagt die deutsche Botschaft. Ajatollah who?, heißt es bei den Amerikanern, die mit 3000 CIA-Agenten in Teheran vertreten sind. Sie glauben, der Mann auf dem Pfauenthron könne sich noch lange halten.

Von ERICH FOLLATH

Die Boeing 747 der Air France mit dem Ajatollah an Bord kreist dreimal über dem Flughafen Teheran. Die Gerüchte überschlagen sich. Abfangjäger, die den Jumbo seit seinem Eintritt in den iranischen Luftraum angeblich begleiten, sollen die Maschine abschießen. Sie werde entführt. Eine Bombe sei an Bord. Ruhig bleibt nur Ruhollah Chomeini, so als ginge ihn das alles nichts an – oder er sei sich Gottes Unterstützung, Gottes Auftrag absolut sicher. Der grimmige Alte mit dem langen Bart und den alles durchdringenden Augen streift die Schuhe ab, kniet auf seinem mitgebrachten Teppich, rückt den schwarzen Turban zurecht, der ihn als Nachfahren des Propheten ausweist. Er spricht ein Gebet gen Mekka.

Und dann setzt das Flugzeug auf, ohne Probleme: 1. Februar 1979, Ortszeit 9.39 Uhr. Der Schah, der zwei Wochen zuvor geflohen war, ist endgültig Geschichte. Die islamische Revolution bläst zum Sturm auf die Bastionen der Macht. Eine neue Ära hat begonnen.

Die Fahrt durch Teheran gerät zum Triumphzug. Chomeinis erstes Ziel ist der Zentralfriedhof Behescht-e Sahra, wo die „Märtyrer“ liegen, die im Kampf gegen den verhassten Schah ihr Leben verloren haben. „Imam, du Licht unseres Lebens“, rufen die Menschen euphorisch. Der Ajatollah macht gleich klar, dass er auch eine weltliche Agenda hat: Er werde den vom Schah eingesetzten Übergangs-Premier Schapur Bachtiar nicht tolerieren. Die Zukunft Irans steckt in einer Mappe, die der Chomeini-Vertraute Sadegh Tabatabai während der Landung dem mitreisenden deutschen Fernsehjournalisten Peter Scholl-Latour vertraulich in die Hand gedrückt und ihm dann, als niemand die Entourage des Ajatollahs behelligte, eilends wieder abgenommen hat: Das Reisegepäck enthält den Entwurf der kommenden Verfassung – die Blaupause für einen Gottesstaat.

Der autoritäre Schah war mit seiner „Weißen Revolution“, einer erzwungenen Modernisierung Persiens nach westlichen Mustern, kläglich gescheitert; sein Geheimdienst terrorisierte die oppositionellen Studenten, demütigte die einflussreichen Basarhändler. Eine korrupte Oberschicht teilte den durch die Explosion der Erdölpreise sprunghaft gewachsenen Reichtum unter sich auf. Das Volk, stolz auf seine vieltausendjährige Zivilisation, tief religiös und immer noch zornig über den CIA-Putsch gegen den gewählten nationalliberalen Premier Mohammed Mossadegh im Jahr 1953, empfand die allgegenwärtige Amerikanisierung Persiens als Ausverkauf nationaler Interessen.

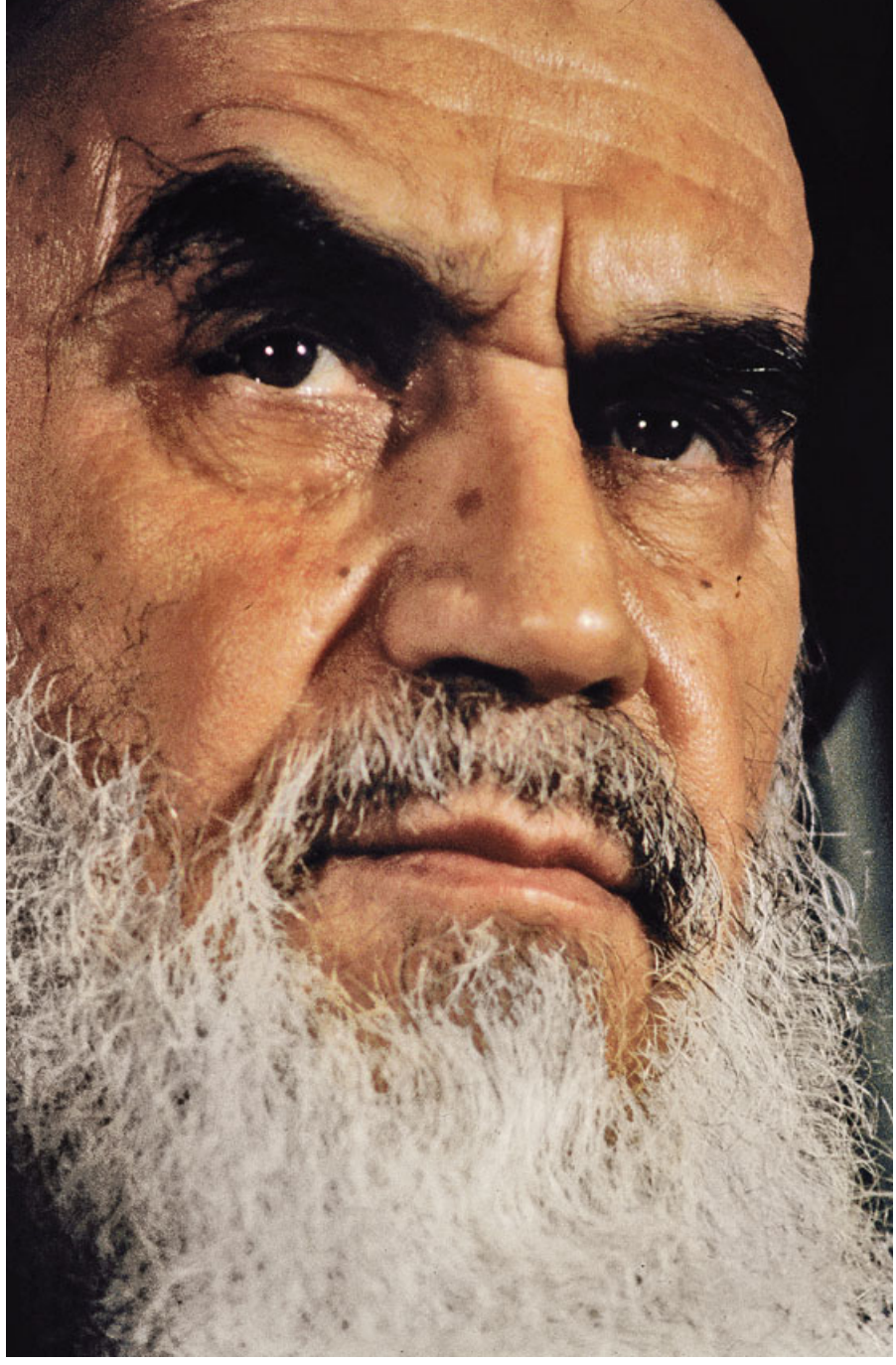
Während Chomeini für uns wie ein furchterregender mittelalterlicher Rachegott wirkt, sehen die Iraner in ihm einen zukunftsweisenden, gerechten, unbestechlichen Heilsbringer. Der Ajatollah, am Tag seines Triumphes schon 76 Jahre alt, hat zeitlebens keinen Hehl daraus gemacht, dass er sich selbst als Werkzeug des Allmächtigen betrachtet. Anders als die meisten schiitischen Kleriker predigt er nicht den quietistischen, unpolitischen Glaubensansatz, sondern definiert den Islam als Anleitung zur Revolution gegen den „gottlosen“ Schah. Und also spricht Chomeini, gewissermaßen als Vertreter des Mahdi, dessen Rückkehr auf Erden von den Schiiten heiß ersehnt wird: „Ich bin gekommen, um Gerechtigkeit walten zu lassen, all die Erniedrigten, Geknechteten, Ausgebeuteten werden endgültig frei sein.“

Der Schah hat sein Volk nicht gekannt, er unterschätzte völlig die Volksfrömmigkeit, die Trauerrituale, den Märtyrerkult, die Erlösungssehnsucht, die das Leben der Perser prägen. Er hat Chomeini einsperren, dann verbannen lassen; eine lästige Fliege, nicht mehr. Bis aus der Fliege ein Millionenschwarm wurde, der seinen iranischen Himmel verdunkelt.

Chomeini macht nach seiner triumphalen Rückkehr nach Teheran rasch klar, dass er die Macht nicht mit den Ehemaligen teilen will; er lässt auch reformwillige Repräsentanten des alten Regimes hinrichten. Und er will auch keine Kompromisse mit den Linken und Liberalen, die ja den Kampf gegen den Schah mitgetragen haben, treibt sie in den Untergrund. In wenigen Tagen hat der reißende Strom der Revolution das

Chomeini spricht vor Anhängern, September 1987

S. 114/115: AP; REFLEX / MORABADI (L.)



Chomeini bei der ersten Pressekonferenz nach seiner Rückkehr 1979

ganze Land durcheinandergewirbelt, und wer nicht für Chomeini ist, muss mit allem rechnen.

Eine überwältigende Mehrheit des Volkes billigt Ende März 1979 die Entscheidung zur Gründung der Islamischen Republik. Die „Welajat-e Fakih“, die „Herrschaft des führenden Rechtsgelehrten“, ist eine einmalige Konstruktion, eine Mischung aus Demokratie-Elementen und päpstlichem Vatikan, mit Einsprengseln einer Diktatur à la Nordkorea. Und mit Anleihen von Platon: Chomeini schätzt den Griechen und dessen Vorstellungen vom Idealstaat unter einem Philosophenherrscher sehr.

Chomeini hat zwar der Form nach Institutionen einer parlamentarischen Demokratie akzeptiert, für sich aber ein Amt geschaffen, das über allen gewählten Organen steht. Als „religiöser Führer“ legt er die Richtlinien der Politik fest, kontrolliert die Streitkräfte, den Geheimdienst, die Justiz, die Medien. Einzige wesentliche Einschränkung seiner Macht: der „Expertenrat“. Das aus 86 Theologen zusammengesetzte Gremium besitzt das Recht, ihn abzusetzen und einen Nachfolger zu bestimmen. Ein rein theoretisches Recht, solange der Chef eine das ganze Volk einigende, unumstrittene Persönlichkeit ist.

„Vom ersten Tag an hat Chomeini keinen Widerspruch geduldet und geplant, wie ein Diktator zu regieren“, meint rückblickend im Gespräch mit SPIEGEL GESCHICHTE Abol Hassan Banisadr, 77. Als erster frei gewählter Präsident der Islamischen Republik bald in Ungnade gefallen, musste er seine Heimat verlassen – heute lebt er im französischen Exil. Wie die Ironie der Geschichte will, nur wenige Kilometer von Neauphle-le-Château entfernt, wo sich einst Chomeini auf seine Rückkehr nach Iran vorbereitet hat.

Der Mann an der Staatsspitze mag autoritär sein – ganz ohne einen Kreis von Vertrauten agiert er nicht. Diese Mitstreiter machen gemeinsam mit dem Meister die iranische Revolutionsgeschichte aus, sie sind bis heute die Charaktere, die Chiffren für das große Schattenspiel. Die Pfeiler neben dem Grundpfeiler. Vier sind es vor allem, die neben Chomeini die Geschicke der Islamischen Republik prägen, deren Schicksal sich wie ein roter Faden durch die Historie des neuen Iran zieht. Diese vier haben lange gemeinsam an einem revolutionären Strang gezogen, bis sie dann unterschiedliche Richtungen einschlagen, nicht mehr nur miteinander, sondern auch gegeneinander kämpfen:

Hossein Ali Montaseri, der sanftmütige Islamgelehrte, den die Menschen ehrerbietig „Mardschae Taglid“ nennen, „Quelle der Nachahmung“; Ali Akbar Haschemi Rafsandschani, Pistaziengroßhändler und gewiefter Taktiker, den sie respektvoll, aber misstrauisch „Haifisch“ („Kuseh“) titulieren; Ali Chamenei, der im Volk lange Anerkennung genoss, aber heute nur noch „der Diktator“ heißt; Mir Hossein Mussawi, der gefügige Spitzen-Technokrat, der als Oppositionspolitiker in eine Heldenrolle gedrängt wurde.

Übervater Chomeini und unter ihm, neben ihm, vier Musketiere: der Heilige und der Haifisch, der Verhasste und der Vielversprechende. Gemeinsam bilden sie das persische Puzzle, das die Welt gespannt verfolgt, dem sie sich nicht entziehen kann. Denn anfangs mag mancher im Westen das Experiment eines Gottesstaates mit dem Konzept eines Revolutionsexports belächelt, als exotisches nahöstliches Konstrukt abgetan haben – nach dem 4. November 1979 geht das nicht mehr. Da legt sich Iran mit den USA an; da nimmt das Regime Amerika als Geisel.

OLIVIER REBBOT / CONTACT / AGENTUR FOCUS

Machtpolitiker Chomeini erkennt beim Sturm der Studenten auf die amerikanische Botschaft in Teheran sofort die Chance, sein Volk auf einen Feind von außen einzuschwören. Er billigt die Geiselnahme ausdrücklich, lässt Gerüchte streuen, Washington wolle den damals in den USA lebenden Schah zurück ins Amt hieven. Die Bilder der mit verbundenen Augen vorgeführten Diplomaten brennen sich in das kollektive Gedächtnis der Amerikaner ein; 444 Tage sollte das unwürdige Drama schließlich dauern und US-Präsident Jimmy Carter nach einem kläglich missglückten Befreiungsversuch seiner Marine-Infanterie die Wiederwahl kosten.

Geduldet von Washington und später sogar von amerikanischer Logistik unterstützt, startet im September 1980 Iraks Diktator Saddam Hussein einen Angriffskrieg gegen sein Nachbarland, das er durch die Revolutionswirren geschwächt glaubt – es sind herzzerreißende Bilder, die kein Iraner vergisst. Der Feind kämpft auch mit chemischen Waffen. In den Sümpfen von Chorramschahr mag damals die Idee geboren worden sein, Teheran brauche die ultimative Waffe, die Atombombe.

„Kampf bis zum Sieg“ heißt die Parole Chomeinis. Gnadenlos schickt er minderjährige Möchtegernmärtyrer mit dem „Schlüssel zum Paradies“ um den Hals über Minenfelder (siehe Seite 134). Etwa eine Million Menschenleben kostet der acht Jahre währende Krieg. Er endet mit einem Patt. Dass er überhaupt endet, ist maßgeblich Verdienst des Pragmatikers Rafsandschani. Vom Parlamentspräsidenten zum Oberbefehlshaber der Streitkräfte befördert, kann der mächtige Unternehmer den unnachgiebigen Chomeini schließlich doch zu einem Waffenstillstand überreden. Der fühlt sich 1988, als hätte er „einen Becher Gift“ zu trinken bekommen.

Geiseln in der Teheraner US-Botschaft, 5. November 1979

UPI / DPA

MEIN IRANISCHES NOTIZBUCH, AUSZUG HERBST 1981

Reportagereise nach der Revolution, und noch nie war es so schlimm. Wie Robespierre hat Scharfrichter Sadegh Chalchali mit seiner Willkürjustiz gewütet. Längst nicht mehr nur Schah-Vertraute werden hingerichtet, sondern auch Homosexuelle, Drogenabhängige, Prostituierte, 14-jährige Jungs, die sich einen Scherz über den Imam erlauben. Der Tod ist nun ein Meister aus Teheran. Grausig und abstoßend wirkt der mit rotgefärbtem Wasser betriebene „Blutbrunnen“ am Heldenfriedhof – kann man diesen Horror noch steigern?

Die Beendigung der Kriegshandlungen ist einer der wenigen Kompromisse im ersten Jahrzehnt der Islamischen Republik. Chomeini hat mit Unterstützung seiner Vertrauten Mussawi (damals Premierminister, der die Kriegswirtschaft kompetent organisiert), Chamenei (damals Staatspräsident, der, durch einen Anschlag in einer Moschee am Arm verletzt, zum „Märtyrer“ wird) und Montaseri (damals Vize des Religionsführers und sein designierter Nachfolger) die Gründung der Hisbollah („Partei Gottes“) im Libanon vorangetrieben und sie auch zu Selbstmordattentaten ermutigt. Gegen tatsächliche oder vermeintliche Gegner im Inneren geht das Regime mit gnadenloser Härte vor.

Rafsandschani, Chamenei und Mussawi schweigen zu den Exzessen. Sie schließen sich dem vom Revolutionsführer wegen Beleidigung des Glaubens verfügten Mordaufruf gegen den Schriftsteller Salman Rushdie („Die satanischen Verse“) an. Aber einer der vier Musketiere springt ab. Großajatollah Montaseri kann das Stillhalten nicht mehr mit seinem Gewissen vereinbaren. Er schreibt Brandbriefe an Chomeini, fordert eine Begnadigung des Autors und prangert die Menschenrechtsverletzungen scharf an. Der Mann, den der Staatsgründer einmal „Frucht meines Lebens“ genannt hat, fällt in Ungnade. Im März 1989 verstößt Chomeini seinen „liebsten Bruder“ und designierten Nachfolger: „Du bist dieses Amtes nicht wert.“

Und die anderen drei Musketiere, verteidigen sie den Mitstreiter? Mit keinem Wort. Mussawi hat sich bis dahin als Mann ohne wirklichen Machtinstinkt gezeigt; er zieht sich für die nächsten beiden Jahrzehnte weitgehend aus der aktuellen Politik zurück, wird später Präsident der iranischen Akademie der Künste. Rafsandschani und Chamenei aber kämpfen hinter den Kulissen um Einfluss, lauern gemeinsam und belauern einander: Sie wissen, der erste Mann im Staat ist an Krebs erkrankt – der Abstieg des Freundes Montaseri ist die Chance zu ihrem Aufstieg.

Am 3. Juni 1989 stirbt der Gründer des Gottesstaates. Am Tag danach treffen sich die Würdenträger des Expertenrats zu einer Versammlung, um die Nachfolge zu regeln. Rafsandschani führt das große Wort, wie jüngst aufgetauchte Filmdokumente belegen. Er war – so schildert er – als Letzter am Krankenbett Chomeinis, bei diesem Treffen hat ihm der „Imam“ angeblich Ali Chamenei als seinen Nachfolger empfohlen. Demütig erhebt sich vor den Klerikern der so Gesalbte und erklärt in einer typisch iranischen Geste der vorgetäuschten Bescheidenheit, das sei zu viel der Ehre. Rafsandschani erzwingt eine Abstimmung per Akklamation zu Chameneis Gunsten. Für sich reklamiert er einige Tage später das durch eine Verfassungsänderung aufgewertete Präsidentenamt.

Die beiden haben sich arrangiert, gemeinsam das Erbe des Staatsgründers angetreten. Chamenei ist formal die Nummer eins, Rafsandschani hat Anlass zu glauben, er sei die faktische Nummer eins. Denn der Merkantile weiß: Chamenei hat eine Achillesferse, ihm fehlen als religiösem Führer die hohen theologischen Weihen – seine bisherigen Veröffentlichungen reichen nicht für eine Ajatollah-Würde.

Doch Rafsandschani unterschätzt Chamenei. Nun, da der Mann aus der heiligen Stadt Maschhad oberster reli-

giöser Führer geworden ist, vermag er auch seine theologische Aufwertung zu arrangieren und ringt der schiitischen Geistlichkeit den Ajatollah-Titel ab. Großajatollah Montaseri lässt er später unter Hausarrest stellen und von angeheuerten Hooligans dessen Bibliothek in Ghom verwüsten. Und Chamenei verstärkt auch anderweitig seine Truppen, im wahrsten Sinn des Wortes: Er übernimmt die einst vom „Imam“ gegründeten Revolutionswächter, die Chomeini als Gegenentwurf zu der durch die Schah-Zeiten geprägten, der Illoyalität verdächtigen regulären Armee ins Leben gerufen hat. Er verschafft ihnen Waffen und Zugang zu Firmenimperien und zur Erdöl-Exploration. Er macht die Revolutionswächter zum milliardenschweren Staat im Staate. Und deren Unterabteilung, die Bassidsch-Milizen, zu allseits einsetzbaren Schlägertrupps.

Revolutionsführer Chamenei und Präsident Rafsandschani können nicht ohneeinander. Aber, wie sich bald herausstellt, auch nicht miteinander.

Chameini schlägt sich auf die Seite der Konservativen, die auf strikte Einhaltung der Kleiderordnung und der moralischen „Sauberkeit“ der Presse bestehen. Außenpolitisch ist er ein Hardliner und spielt das alte Lied vom „großen Teufel“ USA. Rafsandschani plädiert für eine Lockerung der Zügel, für größere persönliche Freiheiten; wenn es Gegenwind gibt, ist er allerdings nicht bereit zu kämpfen. Immerhin gelingt es ihm, die verkrustete Wirtschaft teilweise zu privatisieren. Außenpolitisch gibt er den vorsichtigen Realo der Revolution: Er hat zu Schah-Zeiten die USA bereist und kennt gegen eine Annäherung an den Westen keine Vorbehalte – solange Iran als „gleichwertiger Partner“ behandelt wird.

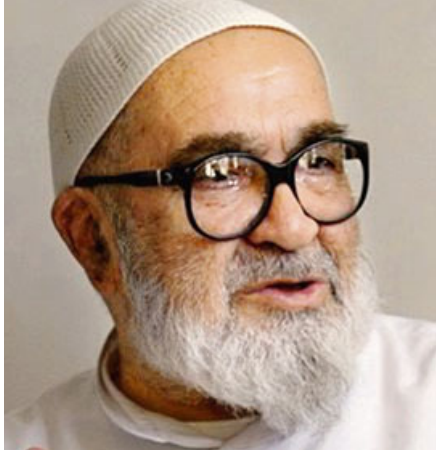
Doch auch wenn der Multimillionär 1993 noch einmal ins Präsidentenamt gewählt wird, macht sich im Land die Enttäuschung über den schneckenhaften Fortschritt breit. Und der Westen weiß nicht, was er von einer iranischen Führung halten soll, die fast gleichzeitig Gesten des guten Willens Richtung USA und Westeuropa aussendet – und Killerkommandos schickt wie im Fall „Mykonos“: Im April 1997 erklärt ein deutsches Gericht die iranische Staatsführung für schuldig, in dem Berliner Restaurant ein Attentat auf kurdische Oppositionelle organisiert zu haben.

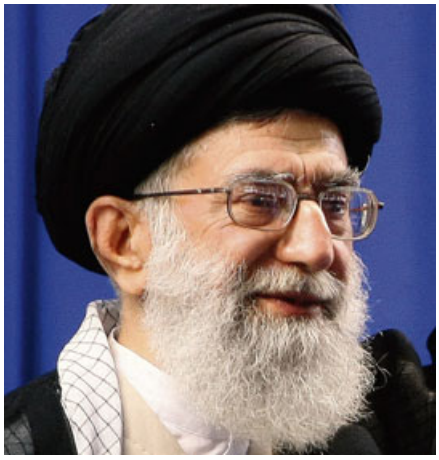
Einen Monat später müssen Chamenei und Rafsandschani erkennen, dass sie das Volk nicht mehr hinter sich haben. Völlig überraschend setzt sich bei der Präsidentenwahl der gemäßigte und weltoffene Reformer Mohammed Chatami, Ende der siebziger Jahre kurze Zeit Direktor des Islamischen Zentrums Hamburg, gegen einen von dem Duo bevorzugten konservativen Kandidaten durch – mit gut 70 Prozent der Stimmen.

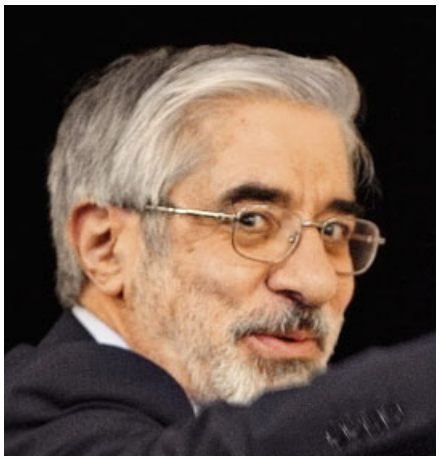
Der religiöse Führer und Rafsandschani tun alles, um dem Neuen Steine in den Weg zu legen. Sie konterkarieren seine Reformbemühungen, schicken den Geheimdienst los, um missliebige Intellektuelle und andere Chatami-Anhänger zu drangsalieren. Übervorsichtig beginnt der Unerfahrene zu lavieren. Und Washington lässt den Reformer im Stich, der öffentlich die Botschaftsbesetzung von 1979 „bedauert“, einen interkulturellen Dialog anbietet und den USA nach den Terroranschlägen vom 11. September 2001 hilft, Qaida- und Taliban-Ziele in Afghanistan zu finden. Keine Wiederaufnahme der Beziehungen, kein „Auftauen“ eingefrorener Konten: Iran liegt für Washington auf der „Achse des Bösen“.

Es sind Jahre der vertanen Chancen, der Fehleinschätzungen auf allen Seiten. Und obwohl Chatami 2001 noch einmal und mit noch größerer Stimmenzahl gewählt wird, bleiben die Zeiten bleiern, die gesellschaftlichen Fortschritte marginal. Die Intelligenzija und die Jugend entpolitisieren sich. Wer Geld hat, kann sich mit den Autoritäten arrangieren, es sich bequem in einem parallelen Leben einrichten. Die jungen Frauen der Oberschicht sind in der Öffentlichkeit verschleiert, in jeder Beziehung unauffällig; in ihren eigenen vier Wänden feiern sie Partys mit tiefen Dekolletés, neuesten DVDs aus Hollywood.

Die graue Eminenz Rafsandschani will es noch einmal wissen: 2005 kandidiert er erneut fürs Präsidentenamt – und erlebt den ultimativen Verrat des Mannes, dem er zum höchsten Amt verholfen hat. „Wenn es sein muss, kann Chamenei selbst Stalin wie ein Weichei aussehen lassen“, urteilt der Landeskenner Robert Baer. Der religiöse Führer lässt nicht nur zu, dass Rafsandschani in den Medien als korrupte, „fette Katze“ diffamiert wird, er zaubert auch noch einen Gegenkandidaten aus dem Hut und macht klar, dass er den für geeigneter hält als den langjährigen Freund: Mahmud Ahmadi-







Chomeinis Mitstreiter und Rivalen: Hossein Ali Montaseri, Ali Chamenei, Hossein Mussawi, Ali Akbar Rafsandschani

V.O.N.U.: ISNA / DPA; XINHUA / ACTION PRESS; ABEDIN TAHERKENAREH / DPA; SIPA PRESS

MEIN IRANISCHES NOTIZBUCH, AUSZUG SOMMER 2003

Endlich wieder in Ghom, endlich ein von Freunden organisiertes konspiratives Treffen mit Montaseri. Gerade erst ist der Hausarrest des Großajatollah aufgehoben, ausländische Presse soll er nicht empfangen. „Aber ich habe nichts mehr zu verlieren“, sagt er zur Begrüßung in seinem bescheidenen Heim. Was für ein eindrucksvoller Mann: selbstkritisch im Rückblick über sein langes Schweigen zu den Fehlentwicklungen der Islamischen Republik. „Wir haben durch unsere Exzesse die Achtung der Welt verspielt. Ich möchte so viel wieder gutmachen, ich bin nicht frei von Schuld.“ Er habe keine Scheu, seine früheren Vorstellungen zu korrigieren, der Gottesstaat sei gescheitert. Einige Stunden später ein Besuch im Haus des ehemaligen Blutrichters Chalchali, der die Revolution zu einem Schlachthof gemacht hat. Er hat nichts verstanden, nichts zu bereuen, obwohl er von „notwendigen Reformen“ redet. Zwei Männer, kaum mehr als einen Steinwurf voneinander entfernt, und wenn sie sich sehen, wechseln sie die Straßenseite: der Sanfte und der Schlächter.

nedschad. Überraschend behält der landesweit kaum bekannte, aber als unbestechlich und volksnah geltende Teheraner Bürgermeister die Oberhand.

Ahmadinedschad küsst nach seiner Amtseinführung „Vater“ Chamenei die Hand. Er führt sein Hardliner-Regime weitgehend nach dem Geschmack Chameneis: antiliberal im Inneren, antiwestlich in der Außenpolitik – Amerika bleibt das Feindbild, Israel das Hassobjekt. In der Atomfrage passt kein Blatt Papier zwischen die beiden. Öffentlich betonen sie, nicht an Kernwaffen interessiert zu sein, die seien „unislamisch“. Im Geheimen treiben sie wohl ein militärisches Nuklearprogramm mit aller Kraft voran – die Schia erlaubt den Gläubigen in existientiellen Ausnahmefällen ausdrücklich die „Takija“, die Notlüge.

Trotz des Schulterschlusses zwischen erstem und zweitem Mann im Staate ist Iran alles andere als eine monolithische Gesellschaft. Viel spricht für die Annahme der US-Außenministerin Hillary Clinton, Iran bewege sich durch die zunehmende Macht der Revolutionswächter (die auch entscheidend in das Atomprogramm involviert sind) „in Richtung einer Militärdiktatur“. Und doch existieren verschiedene, gelegentlich konkurrierende Machtzentren. Besonders gut war das bei der jüngsten, so dramatischen Präsidentschaftswahl zu beobachten.

Der Wahlkampf 2009 dauert nur wenige Wochen. Zunächst scheint Ahmadinedschads erneuter Sieg gesichert. Der aus der Versenkung aufgetauchte Ex-Premier Mussawi ist ein blasser, uninspirierender Gegenkandidat – bis zu jenem denkwürdigen Abend im Juni 2009, als der Amtsinhaber während einer live ausgestrahlten Fensehdiskussion den Herausforderer unflätig beschimpft und dessen Frau beschuldigt, ihren Doktortitel erschlichen zu haben. Da vergisst der aufgebrachte Mussawi alle Vorsicht und greift Ahmadinedschad frontal an: „Sie führen unser Land in die Diktatur!“

Viele junge Leute, die nicht vorhatten, zur Wahl zu gehen, horchen auf. Sie beschließen nun, den Oppositionskandidaten zu unterstützen. Westliche Wahlforscher sagen ein Kopf-an-Kopf-Rennen voraus, manche sehen sogar Mussawi vorn. Als nach der Auszählung eine Ahmadinedschad-Mehrheit von fast 63 Prozent verkündet wird, gehen die Menschen empört auf die Straße – für sie ist klar, dass es sich um eine massive Wahlfälschung handelt. „Wo ist meine Stimme?“, skandieren die Demonstranten, die sich darauf verstehen, über neue Medien und Netzwerke zu kommunizieren. Von der Staatsgewalt geschickte Bassidsch-Milizen schlagen auf die Wehrlosen ein, Dutzende Tote und Hunderte Verletzte sind zu beklagen. Mit der auf der Straße sterbenden Neda bekommt die Bewegung ihre Ikone.

Und bald schon ändert sich der Ton der Demonstranten. Auch der religiöse Führer ist nicht mehr sakrosankt. „Nieder mit dem Diktator!“, rufen manche, andere – wenige noch – fordern eine Demokratie. Auch wenn heute die Zahl der Demonstranten abnimmt, wenn wenig auf ein schnelles Ende des Gottesstaates und seiner Machtstrukturen hindeutet – langfristig scheint die Oppositionsbewegung kaum mehr zu bremsen zu sein.

Was wurde aus den vier Musketieren, die angetreten sind, gemeinsam mit dem Revolutionär Chomeini den neuen Iran aufzubauen?

Nachfolger Chamenei, 70, hat beim Volk seinen Kredit verspielt, scheint unfähig zum Kompromiss. Mussawi, 68, könnte über sich hinauswachsen, von der Geschichte zu einem Großen gemacht werden, auch wenn er inhaltlich den Protestierenden hinterherhinkt. Rafsandschani, 75, hat Witterung aufgenommen. Der ewige Händler der Macht stellt sich auf die Seite der Opposition, lässt aber seine Gesprächskanäle zur Staatsführung nicht abreißen – der „Haifisch“, der hat Pläne, doch die trägt er nicht im Gesicht. Montaseri hat sich noch einmal zu einer erstaunlichen Fatwa aufgeschwungen, in der er sein Volk zum Widerstand aufrief: „Jeder Mensch hat angesichts von Tyrannei eine Verantwortung.“ Dann starb er, 87-jährig, in seinem Haus in Ghom – ein bleibendes Symbol.

MEIN IRANISCHES NOTIZBUCH, AUSZUG HERBST 2009

Unser SPIEGEL-Gespräch mit Holocaust-Leugner Ahmadinedschad war entlarvend, unser Interview mit dem lavierenden Mussawi faszinierend – aber was ist das verglichen mit diesem Abend in Teheran? Mit dieser Mutter, die uns in ihrer bescheidenen Wohnung vom Tod des ältesten Sohnes bei einer Demonstration erzählt, von ihrer Odyssee durch die Behörden, um seine Leiche freizubekommen, von ihrer grimmigen Entschlossenheit, mit ihren anderen drei Söhnen bei der nächsten Oppositionskundgebung wieder dabei zu sein? Als wir nach Mitternacht ins Hotel gehen, dröhnt von allen Dächern der Schlachtruf der Opposition: Allahu akbar – Gott ist groß! Und die Hausflure sind grün geflaggt. Grün ist die Farbe des Islam, die Farbe der Hoffnung – wie damals, vor 31 Jahren, als es gegen den Schah ging.